

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 228.

Elbing, den 30. September.

1891.

Von der Hütte zum Schloß.

Preis-Novelle.

Von Ludwig Kuhls.

3) Nachdruck verboten.

Jetzt stand er auf, setzte sich an's Fenster und las gespannt bis zu Ende. Dann legte er das Manuscript auf den Tisch und ging einige Male schweigend auf und ab.

„Offenbar für unsere Bühne zu griechisch, macht einen zu fremdartigen Eindruck. Wenns deutscher gehalten wäre, moderner, müßte man sagen, aber das lag ja nicht in der Aufgabe, die er sich gestellt, es ist ja Nachahmung. Vielleicht könnte auch gerade das Fremdartige ansprechen. Nur noch etwas mehr Theater = Coup hinein. Er kennt die Bühne nur aus Büchern. Heutzutage verlangt das Auge mehr. Es ließe sich indeß noch Manches hineinbringen; und dann könnte das absichtslos hingeworfene Stück dem armen Teufel einen hübschen Baken eintragen.“

Er läutete und befahl dem eintretenden Diener, zwei der Lehrlinge her zu bescheiden. Als dieselben erschienen, gab er jedem die Hälfte der Bogen und befahl ihnen, dieselben abzuschreiben.

„Machen Sie, daß Sie zum Abend damit wechseln können; morgen um zehn Uhr muß es federfertig sein, und wenn Sie die Nacht arbeiten. Schreiben Sie weitläufig und leserlich und lassen Sie einen breiten Rand.“

Er ließ nun den Wagen vorfahren und empfing schon draußen den sich pünktlich einstellenden Bergen.

Man kann sich denken, daß dieser nicht wenig begierig war, etwas über seine Arbeit zu hören. Aber sein Gönner schwieg lange darüber. Endlich, wie von ungefähr, äußerte er: „Sie wollten das Manuscript vernichten?“

„Ja,“ sagte Rudolph.

„So betrachten Sie es als vernichtet und lassen Sie es mir. Ob ich davon irgend welchen Gebrauch machen kann, weiß ich freilich nicht, jedenfalls haben Sie von meiner Seite keine Indiscretion zu befürchten.“

Und damit war die Sache abgethan, und Rudolph kam zu der Ueberzeugung, es müsse doch ein sehr mißlungenes Produkt sein, sonst

hätte sein Gönner doch ein Wort mehr darüber gesprochen.

Sangen und Bangen.

Vor dem Wissenden sich stellen,
Sicher ist's in allen Fällen.
Wenn Du lange Dich gequälet,
Weiß er gleich, wo Dir es fehlet.
Auch auf Beifall darfst Du hoffen,
Denn er weiß, wo Du's getroffen.
Goethe.

Am folgenden Tage begab sich der Buchhändler mit beiden Manuscripten bewaffnet zum Theaterdirektor.

„Ich bringe Ihnen,“ sagte er zu diesem nach den nöthigen Eingangsbreden, „ein Stück, das Ihnen für einige Zeit volles Haus machen könnte. Sie müssen mirs aber mit Gold aufwägen und den Verfasser auch noch auf Landtöne stellen. Daß ich derselbe nicht bin, brauch' ich Ihnen wohl nicht zu sagen.“

„Verstehe, verstehe! Sie wollen einen Autor einführen. Ja, Sie sind ein menschenfreundlicher und höchst humaner Mann. Werden darum auch einen Schaden nicht verlangen.“

„Was pflegen Sie für ein Stück zu zahlen?“ fragte der Buchhändler, ohne auf die Lobsprüche zu achten.

„Kommt darauf an, wer der Autor ist,“ sagte der Direktor. „Fünf Thaler, zehn, zwanzig, fünfzig Thaler. Ein Neuling aber muß sich meist mit der Ehre begnügen, sein Stück vor die Oeffentlichkeit gebracht zu sehen. Glaulen Sie, man macht auch dabei oft noch Schaden.“

„Das heißt also wohl, wenn Sie das Stück aufführen, so sollte ich Ihnen noch zuzahlen?“

„So meine ich das eben nicht. Denn da Sie bei Ihrem Interesse für das Stück doch einige Duzend Billets nehmen würden, so gleicht sich das aus.“

„Wirklich?“ sagte der Buchhändler mit sarkastischem Lächeln. „Nun, das muß ich sagen, daß Sie auch sehr human sind. Aber ich will Ihnen nun meine Meinung sagen. Wollen Sie das Stück, so zahlen Sie zehn Friedrichsdor und bewilligen von jeder Wiederholung fünf Prozent vom Netto-Ertrag. Wollen Sie darauf nicht eingehen, so empfehle ich mich, und mein Blatt sagt dem Publikum, woher es

kommt, daß nur abgedroschene Poffen auf die Bühne kommen."

"Was Sie für ein böser guter Mann sind! Sie drücken einem den Daumen auf's Auge aus Freundschaft für einen Andern. Uebrigens kenn' ich ja das Stück noch gar nicht; wie kann ich denn schon Etwas bieten. Wer kauft die Raß' im Sack? So lassen Sie doch vernünftig mit sich reden! Was ist's denn für ein Stück?"

"Es ist ein Lokaltstück, und kann für kurze Zeit ein Hauptstück für Sie werden, wenn Sie Fleiß daran verwenden. Ich lasse Ihnen das Manuscript bis übermorgen! Dann erwarte ich Ihre Erklärung oder das Stück zurück."

"Wern's aber beim Publikum durchfällt?" jammerte der Director.

"So wird das Morgenblatt beweisen, daß das Publikum nicht werth ist, gute Novitäten zu bekommen."

Damit schieden die Beiden.

Der Buchhändler begab sich nun nach der Wohnung des Regisseurs. "Ich komme zu Ihnen, Herr Reichardt, in einer eigenthümlichen Angelegenheit," sprach er. "Ich möchte gern ein Stück auf die Bühne bringen und etwas dabei profitieren. Ich bin überzeugt, daß es ziehen kann, denn ein jüngst durchlebter Stadtscandal schimmert durch das Ganze. Aber die Form ist antik, und ich weiß nicht, ob es munden würde."

"Ich werde das Stück lesen," sagte der Regisseur, "und Ihnen meine Meinung sagen; und da heute kein Theater ist, könnte das schon heute geschehen."

"Dann sind Sie wohl so gut, mich heute Abend zu besuchen. Ich werde für guten Ungar sorgen."

"O, Ihr Keller ist ja berühmt," sagte schmunzelnd der Regisseur. "Unsere Probe ist zu Ende. Sogleich werde ich an das Stück gehen. Punkt sechs Uhr werde ich die Ehre haben, wenn es Ihnen recht ist."

"Sie werden mich sehr verbünden," sagte Herr Jung, überreichte das Manuscript und empfahl sich.

Es war Montag zwei Uhr Nachmittags. Vier Menschen in der Stadt beschäftigten sich in Gedanken mit ein und demselben Gegenstande, nämlich mit einer Komödie.

Der Autor hatte sie mit Lust erzeugt, jetzt saß er betrübt da. "Ich hätte sie ihm nicht zeigen müssen!" seufzte er. "Es wird mich in seiner Achtung heruntersetzen." Der Kreislauf seiner Gedanken war ein sehr kleiner; denn alle fünf Minuten kam er auf denselben Ausspruch zurück.

Der Mäcen des Autors rauchte hingestreckt seine Habanna und sagte: "Ist gerade nicht ein schlechtes Stückchen Arbeit, aber die Vorliebe für den armen Teufel und der Aerger über den Gauner haben mich doch wohl verleitet, weiter zu gehen als ich sollte. Aber was ist im Grunde dabei?"

Der Regisseur schüttelte den Kopf bei den ersten Seiten und machte mit seinem Nothstift mancherlei hyperbolische Zeichen an den Rand. "Wird nicht gehen," murmelte er, "so gern ich möchte."

Der Director warf einmal über's Andere das Manuscript über die Stube. "Et, da wollt' ich doch!" rief er zorngeröthet; aber indem er es wieder aufhob, sprach er, sich selber begütigend: "Ich muß es zu Ende lesen. Es hilft nichts. Ich kann mir ihn nicht zum Feinde machen; er repräsentirt durch sein Blatt, in das er schreiben kann, was er will, gewissermaßen die öffentliche Meinung, und von der leb' ich."

So diese Vier. Aber während die beiden Ersten in ihrem Gedankengang immer in die Kunde lesen, mußten die beiden Andern, die Leser, geradabaus, vorwärts fort; und da wehte sie bald ein eigenthümlicher Hauch an, der belebend auf sie wirkte. "Es geht am Ende doch," sprach der Regisseur und machte fleißig seine Striche.

"Es muß gehen!" rief zum Schluß der Director, "nicht um seiner, sondern um meiner willen. Muß ein Zugstück werden. Nur den Regisseur gewonnen und hübsch angetrieben! Und Reclame! Reclame!"

Der Director kam zum Regisseur und feuerte an und bat. Der Regisseur kam zum Mäcen, zweifelte, tröstete, gab Hoffnung und arbeitete fleißiger mit dem Stift. Der Mäcen rieb sich schmunzelnd die Hände, schenkte fleißig ein und that dann und wann Bescheid. Der Autor saß allein mit seinen guäulenden Gedanken.

Und noch spät Abends, als der ungargerothete Regisseur ausrief: "So ist's gut, so muß es gehen!" saß der arme Autor auf seinem Bette und seufzte: "Ich hätt's ihm nicht zeigen sollen! es wird mich in seiner Achtung heruntersetzen."

Und vierzehn Tage füllte dieser Seufzer alle seine Bernpausen. Grund dazu war genug vorhanden, denn die zwei Male, daß er mit seinem Gönner zusammen gewesen war, hatte dieser sich ziemlich kühl gegen ihn gezeigt. Heute nun sollte er wieder dorthin zu Tische. Es wurde ihm schwer. Zum ersten Male verwünschte er die Freitische und weinte über seine Armuth, die ihm dieselben zur Nothwendigkeit machten. Aber es mußte doch in den sauren Apfel gebissen werden.

Der Platz des Hausherrn blieb leer am Tische. Ihr Mann sei vor zehn Uhr schon ausgegangen, so meldete die Frau, und habe den Auftrag hinterlassen, auf ihn nicht zu warten, wenn er nicht rechtzeitig da sei.

Das war für unsern armen Geängsteten einerseits eine Erleichterung, und doch machte ihn diese Abwesenheit besorgen. Unmaßend wäre es freilich gewesen, wenn er hätte glauben wollen, der Hausherr fehle deshalb, um den Gast zu melden, und Rudolph war gewiß von aller Anmaßung weit entfernt; aber doch kam

ihm immer ein alberner Gedanke, der das Fehlen mit seiner Person in Verbindung brachte, und ihm nicht erlaubte, frisch aufzuathmen, so sehr auch die Hausfrau freundlich zu ihm war.

Endlich sagte Baleska zu ihm: „Papa hat mir aufgetragen, Sie zu bitten, mit uns heute in's Theater zu gehen. Sie möchten doch zur rechten Zeit zu uns kommen.“

Also doch wieder ein Zeichen der Huld! dachte Rudolph. Und um doch etwas zu sagen, fragte er: „Was wird denn heute gegeben?“

„Das wissen Sie nicht?“ sagte die Frau. „Seit vierzehn Tagen kündigt jeder Theaterzettel das neue Stück an und das Morgenblatt hat schon einige Artikel darüber gebracht. Durch dieses Geschrei hat der Theater-Director es auch so weit gebracht, daß alle Billets voraus verkauft sind. Wenn Sie es also sehen wollen, so bleibt Ihnen schon nichts übrig, als sich uns anzuschließen.“

„Aber wie heißt das Stück?“ fragte er ordentlich neugierig.

Man nannte einen ihm völlig unbekanntem Titel; denn zu den mannigfachen Aenderungen war es auch umgetauft worden.

„Es soll eine antik-deutsche Comödie sein“, sagte das Töchterlein. „Was ist das eigentlich, Herr Bergen?“

Die Frage traf den Jüngling wie ein Donner Schlag. Aha! also nicht eine Huldbezeugung, sondern eine Strafe für seine Vermessenheit, dachte er, daß ich die Spielerei ihm zeigen, daß ich nur ihrer erwähnen konnte. Deshalb befehlt er sie auch wohl zurück und sagte, ich solle sie als vernichtet ansehen, weil er fürchtete, ich würde albern genug sein, sie sonst noch Jemanden zu zeigen. O, er versteht meisterhaft zu strafen!

So saß er in tiefe Gedanken verloren und vergaß, die Frage zu beantworten, bis die Kleine nach nochmals fragte: „Warum antworten Sie mir nicht, Herr Bergen? Wissen Sie es auch nicht?“

„Ich glaube fast, ich weiß es nicht“, antwortete er verlegen und suchte einen Moment zu erhaschen, da er sich empfehlen konnte. Während er aber zu einer Thür hinausging, sprang das Mädchen durch eine andere und gelangte durch ein anderes Zimmer zur Hausspur, ehe er dieselben verlassen. Sie sprang auf ihn zu, ergriß seine Hand und sagte treuherzig: „Was fehlt Ihnen, Herr Bergen?“

Was sollte er antworten? Es war ihm aber nicht zu Muthe, auf eine Ausflucht zu sinnen, und er sagte eben so treuherzig: „Das kann ich Ihnen nicht sagen!“

„Warum nicht?“

„Sie verstehen das nicht.“

„Weil ich ein Kind bin?“ rief sie unwillig.

„O, ich bin nicht so dumm als Sie glauben.“

„Ich weiß selbst kaum was mir fehlt, liebe Baleska. Lassen Sie mich nur!“

Und damit war er zur Thür hinaus.

Eine Viertelstunde später saß jedes der Beiden in einem stillen Winkel; er von Grund der Seele mitmüthig, sie schluchzend, auch von Grund der Seele.

„Ich weiß es ja, daß ich ein Kind bin,“ sagte sie. „Was braucht er mich das immer fühlen zu lassen? Und bin ich auch ein Kind, so kann er mir doch sagen, was ihm fehlt, ich hätte ihn ja doch trösten können. Hab' ich doch meiner Mutter immer kalte Blätter auf die Stirn geholt, wenn sie Kopfschmerzen hatte. Aber ich will ihm zeigen, was ich mir nichts daraus mache. Er soll mich nicht mehr fortschicken; er soll nicht!“

Dabei stampfte sie mit ihren Füßchen auf den Boden, trodnete schnell ihre Thränen, wusch ihr Gesicht und suchte ihre Schularbeiten hervor.

Nicht so bald war Rudolph mit seinem Sinnen fertig.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern,

bildete den Gegenstand eines Vortrages des berühmten Klinikers Prof. W. Ebstein-Göttingen auf der vierten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Halle am 23. d. Mts.

In einigen einleitenden Worten gedenkt der Vortragende des Umstandes, daß in einem gewissen Lebensalter die Mängel des menschlichen Daseins in Folge der allmählichen Abnutzung der Maschinerie unseres Körpers immer mehr hervortreten, daß aber der Gang zum Leben trotz der pessimistischen Richtung der Schopenhauer'schen und E. von Hartmann'schen Philosophie nach wie vor der nämliche bleibt. Auch haben die Staaten das größte Interesse daran, die Erziehung eines langlebigen Geschlechts zu befördern. Ehe man sich klar macht, wie letzteres Ziel erreicht werden soll, handelt es sich zunächst darum, die normale Lebensdauer festzustellen. In Folge des Umstandes, daß in den ersten Lebensjahren die Kindersterblichkeit eine sehr bedeutende ist, deckt sich die normale Dauer des menschlichen Lebens nicht mit der mittleren Lebensdauer; vielmehr haben die von W. Verh in Göttingen angestellten Untersuchungen ergeben, daß in den meisten europäischen Staaten die normale Dauer des menschlichen Lebens 70 bis 75 Jahre beträgt. Im Allgemeinen hat das weibliche Geschlecht eine etwas längere Lebensdauer als das männliche. Die in den ersten beiden Lebensjahren sehr beträchtliche Sterblichkeitsziffer nimmt bis zum zehnten Lebensjahr stetig ab, um von da an bis zum 50. Lebensjahr wieder ganz allmählich anzusteigen; immerhin ist sie bis zu dem letzterwähnten Jahre eine verhältnißmäßig geringfügige.

Nach dem Alter von 70 bis 75 Jahren, wo die absolute Zahl der Todesfälle ihr Maximum erreicht, werden sie, indem die Zahl der Ueberlebenden sich immer mehr erschöpft, immer seltener, so daß thatsächlich nur ein geringer Prozentsatz von Menschen Aussicht hat, das 90. Lebensjahr zu erreichen und Hundertjährige zu den größten Seltenheiten gehören. Immerhin kommen unter besonderen Umständen hier und da Ausnahmen von obiger Regel vor; so ist z. B. neuerdings konstatiert worden, daß im heutigen Griechenland die Zahl der Hundertjährigen erheblich größer ist, als im übrigen Europa. Die Zeiten sind vorüber, wo man wähnte, durch irgend welche besondere Mittel das menschliche Dasein verlängern zu können, wo die „Lebenselixire“ noch eine Rolle spielten; auch kann die Frage, ob es möglich ist, das menschliche Leben bis zur normalen Dauer von 70 bis 75 Jahre oder etwas darüber hinaus zu verlängern, nur bedingungsweise bejaht werden, insofern, als das wichtigste von allen jenen Momenten, durch welche die Lebensdauer bedingt wird, nämlich die angeborene, häufig vererbte Beschaffenheit unseres Körpers und Temperaments nur in beschränktem Maße beeinflußt werden kann. Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, soll bereits in frühesten Kindheit einsetzen. Fehler, welche in dieser Lebensperiode begangen werden, lassen sich im späteren Leben in den seltensten Fällen wieder ausgleichen. Neben einer rationalen Ernährung ist die Erziehung, insofern sie die Selbstdisziplin zu entwickeln vermag, für die Makrobiotik von hervorragender Wichtigkeit. Von großer Bedeutung sind die staatlichen Einrichtungen, welche dahin zielen, ein ausdauerndes, kräftiges Geschlecht heranzubilden. Die Schule, das Turnen und die militärischen Einrichtungen spielen hier die wesentliche Rolle. In hohem Grade nachtheilig wirkt es, wenn die Kinder — wie dies in den höheren Kreisen Frankreichs häufig vorkommt — in Pflege gegeben und somit während der für die körperliche Entwicklung und die Ausbildung des Charakters besonders wichtigen Lebensjahre dem Einfluß der Eltern entzogen werden. Das Maßhalten in allen Dingen, die Bekämpfung der die Gesundheit untergrabenden Leidenschaften kann dem jugendlichen Individuum nicht früh genug anerzogen werden. Das Bestreben der Eltern und Erzieher muß vor Allem dahin gerichtet sein, die Kinder oder Pflegebefohlenen möglichst widerstandsfähig zu machen gegen die Anstrengungen, Sorgen und Gefahren des Lebens. Weiterhin wurden vom Vortragenden jene Bestrebungen der Makrobiotik eingehend erörtert, welche dahin zielen, die Krankheitsursachen, unter denen die Ansteckung die hervorragendste Stelle einnimmt, zu beseitigen, oder doch wenigstens abzuschwächen. Es handelt sich ferner darum, mit dem Maß der Kräfte, das jedem Menschen gegeben ist, möglichst sparsam zu wirtschaften. Insbesondere sollten

Menschen in vorgerückten Jahren Nichts unternehmen, was über ihre Kräfte hinausgeht. Andererseits wirkt gänzlicher Mangel an Arbeit ebenfalls nachtheilig; alte Leute müssen daher bestrebt sein, ihre Beschäftigung ihren gesundheitlichen Verhältnissen und dem Maß der Körperkräfte anzupassen. Mäßigkeit in allen Lebensgewohnheiten, Arbeit und tägliche Bewegung im Freien hat Moltke als diejenigen Grundsätze bezeichnet, die ihm zu einem langen Leben verholfen haben. Redner glaubt zwar, daß die durchschnittliche Lebensdauer der Menschen trotz aller Bestrebungen, dieselbe zu verlängern, bisher unverändert geblieben ist, indessen dürfte man nicht nachlassen in der Bemühung, den oben ange deuteten Grundsätzen entsprechend seine Lebensweise zu regeln. Auch müßten die feststehenden allgemeinen Grundsätze der Makrobiotik jedem einzelnen Falle angepaßt werden. Man dürfe hier nicht schablonisiren und schematisiren. Eine ganze besondere Sorgfalt bedürfe der Organismus des Greises; derselbe sei einem Räderwerk zu vergleichen, in welchem die geringste Störung sofort ein vollständiges Stocken der Maschinerie herbeiführe; andererseits sei es bemerkenswerth, daß bei alten Leuten mit ungünstigem Kräftezustand und mancherlei körperlichen Gebrechen, so lange nur Herz und Lunge gesund sind, das Leben bei Vermeidung aller Schädlichkeiten und regelmäßiger Lebensweise häufig noch viele Jahre gestiftet wird.

Zum Schluß kommt Redner auf die nervöse Konstitution unseres Zeitalters, auf die derselben zu Grunde liegenden Ursachen und auf eine Reihe der zu ihrer Bekämpfung angewendeten Mittel zu sprechen; er erörtert die nachtheiligen Folgen, welche der Alkoholgenuß auf die Lebensdauer ausübt, wobei er zugleich des Umstandes gedenkt, daß durch übermäßigen Biergenuß Herzkrankheiten hervorgerufen werden. Der, welcher unmäßig lebt, seine Leidenschaften und Gelüste nicht im Zaume hält, verkürzt nicht nur die eigene Lebensdauer, sondern auch die seiner Nachkommen, auf die er Krankheitsanlagen und Schwächezustand vererbt. Bei Erörterung der makrobiotischen Fragen dürfe man nicht nur den Einzelnen, sondern das ganze Geschlecht ins Auge fassen; denn auch hier gilt das Wort des Dichters:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Heiteres.

* [Anzüglicher Rath.] A.: „Sagen Sie, ich bin doch beim Kartenspiel immer im Verlust; meine beiden Gegner gewinnen immer gegen mich. Wie könnte ich dies nur ändern?“ B.: Nun, da müßten Sie mit zwei noch Dummern spielen.“